

 rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Daniela Dahn

# Demokratischer Abbruch

Von Trümmern und Tabus

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de/repertoire](http://www.rowohlt.de/repertoire)

# **Inhalt**

## **Das ganze Ding mit der Revolution**

Dankesrede zur Verleihung des

Ludwig-Börne-Preises in der Frankfurter Paulskirche 7

## **Demokratischer Abbruch**

Günter Gaus bedenkend 24

## **Wir sind auf dieser Erde verdammt, uns zu vertragen**

Vortrag auf dem internationalen Friedensratschlag in Kassel 37

## **Märchen aus 10 und 1 Nacht**

Wächst im Jemen zusammen, was zusammengehört? 53

## **Zehn Forderungen an eine neue Weltordnung**

Vorgetragen auf der Lesenacht gegen den

Irakkrieg im Deutschen Theater Berlin 61

## **Globalisierung des Zorns**

Das Weltsozialforum in Mumbai im Rückspiegel 66

## **Gegeninformationen für alle**

Die global/ternative Bewegung braucht

ihren eigenen Weltfernsehsender 70

## **Armut wird erblich, selbst in einem reichen Land 78**

## **Gewinnansprüche als heilige Kuh**

Statement zum Berliner Bankenskandal vor streikenden

Studenten in der Humboldt-Universität 83

## **Die Montagsdemokratie**

Warum die Ostdeutschen auf die Straße gingen 88

## **Der Wert des Ganzen**

Rede zum Tag der Deutschen Einheit  
im Barocksaal von Ingolstadt 93

## **Da liegt kein Segen drauf**

Zum geplanten Zentrum gegen Vertreibung 111

## **Ästhetik der Zuständigkeit**

Nachdenken über den abwesenden Herrn G. 117

## **Gegen den Strich trösten**

Dem Schriftsteller Heinz Knobloch zum Gedenken 128

## **Ein gütiges Geschick**

Halb offener Geburtstagsbrief an Christa Wolf 132

## **Plädoyer für die Paradiesschlange** 141

## **Statt eines Nachwortes**

Aus der Laudatio von Jorge Semprun zur  
Verleihung des Ludwig-Börne-Preises 147

## **Textnachweise** 157

## Das ganze Ding mit der Revolution

Dankesrede zur Verleihung des Ludwig-Börne-Preises  
in der Frankfurter Paulskirche

Mit einem Literaturpreis ausgezeichnet zu werden ist für alle Schreibenden eine große Freude und Bestätigung. Trägt diese Auszeichnung den Namen des radikaldemokratischen Publizisten, des brillanten Stilisten Ludwig Börne, lässt sich auch ein wenig Stolz nicht unterdrücken. In diesem Falle aber wird für mich alles übertroffen durch die Ehre, dass gerade Sie, verehrter Jorge Semprun, meinen Versuchen, dieser Welt schreibend beizukommen, Beachtung geschenkt haben.

Als ich tief bewegt «Die große Reise» las, war ich sechzehn Jahre alt. Unter den Büchern, die meine Sehnsucht nach Humanismus und damit auch meine moralische Rigorosität prägten, haben Werke von Ihnen untergründig gewirkt. Ich verneige mich vor der Konsequenz Ihres Lebensweges.

Ich danke der Börne-Stiftung, einen durch Lesergunst und Würdigungen in aller Welt geadelten Juror gewählt zu haben, an dessen Seite Bescheidenheit geboten ist. Auch die Geschichtsträchtigkeit dieses Ortes, mit all dem Ringen um demokratische Grundwerte, lässt das Gefühl von eigenem Ungenügen aufkommen. Da bleibt nur die Flucht nach vorn, was in unserem Falle die Flucht zu Börne ist.

Die Flucht von einer Herausforderung in die nächste, denn eine Annäherung an Börne bedeutet auch die Annäherung an den Unwillen, den zugespitzt formulierte Gedanken zwangsläufig auslösen. Hatte doch der damals mächtigste Literaturkritiker, Wolfgang Menzel, Börne des *Terrorismus der Worte* bezichtigt. Und beinahe hundert Jahre später echauffierte sich Heinrich von Treitschke bei der Börne-Lektüre noch dermaßen, dass er in seinen «Bildern aus der Deutschen Geschichte» gar von *Gesinnungsterrorismus* sprach.

Was also erwarten Sie von einer Börne-Preisträgerin? Oder ich von Ihnen?

Der eigentlich zu Ehrende dieses Tages hat für sich unter allen Umständen in Anspruch genommen, dass «ich mein eigenes Wesen nicht aufzuopfern habe». Um dieser Aufrichtigkeit nahe zu kommen, empfiehlt er, jenseits aller Bedenken niederzuschreiben, was einem durch den Kopf geht. Lassen Sie mich also die Gunst der halben Stunde nutzen, mich mit dieser Technik der freien Assoziation, die Sigmund Freud später so an Börne begeistert hat, dem auszusetzen, was Texte des «Zeitschriftstellers» in mir heute auslösen.

Börne-Forscher bedauern zuweilen, dass ihr Gegenstand beinahe nur noch durch das Medium Heine betrachtet wird. Mit dessen ironischer, stellenweise auch verleumderischer «Denkschrift über Börne» hat Heinrich Heine unter den zwei Streithähnen das letzte Wort behalten, im Leben und in der Literatur. Vermutlich haben die beiden sich gerade deshalb als Konkurrenten empfunden, weil sie sich in der beißenden Kritik so ähnlich waren, weil Deutschland beide um den Schlaf brachte. Heine gibt dem *jüdischen Schriftsteller* Börne nur die Note *gut*, dem *deutschen Patrioten* aber das Attribut *groß*.

So ist das mindeste, was vom Fall Börne gegenwärtig geblieben ist, dass man als Jude sehr wohl deutscher Patriot sein kann. Weniger bekannt scheint mir, dass Börnes Liebe zu den deutschen Ländern eine sehr gebrochene war, deren Ambivalenz manchen von uns heute recht vertraut sein dürfte. Der geborene Löb Baruch musste sich ständig gegen Angriffe wehren, er sehe den «herrlich deutschen Rosengarten mit schmutzig-gelben Augen an», er würde alles Deutsche verächtlich, alles Französische aber unter der Maske der Freiheit wünschenswert machen.

In Ludwig Börnes letztem Text, «Menzel, der Franzosenfresser», der als sein politisches Vermächtnis gilt, konterte er: «Ich habe nicht den deutschen Patriotismus allein, ich habe auch den französischen und jeden anderen verdammt, und ich habe ihn nicht für eine Narrheit erklärt, sondern für mehr, für eine Sünde.» Die Vaterlandsliebe sei zwar ein angeborenes und darum natürliches Bedürfnis nach Zusammengehörigkeit, die Machthaber hätten den Völkern, «um sie aneinander zu hetzen und wechselseitig zu unterdrücken», aber

aufgeschwätzt: «Das Ausland hassen, heiße sein Vaterland lieben.» Deshalb ist Patriotismus für Börne nur so lange eine *Tugend*, solange er in seinen Schranken bleibt, darüber hinaus wird er ein *Laster*.

Treitschke befand später: «Durch das beständige Zetern und Spotten ging sein deutsches Nationalgefühl, das ohnehin nie eine starke, naturwüchsige Empfindung gewesen war, ganz zugrunde, und er versank in ein radikales Weltbürgertum, das dem Landesverrat sehr nahe stand.» Als Waffe gegen «Nestbeschmutzer» ist der Patriotismus in allen Zeiten gern missbraucht worden. Börne drehte den Spieß um und nutzte ihn zum Kampf für die Freiheit im eignen Land. Er liebte Deutschland, weil es unglücklicher gewesen sei als andere Nationen. Er liebte nicht aus Stolz, sondern aus Sorge. Aus einer Art Mitleiden, das selber krank macht. Ist dies nicht auch für unsereins eine sehr nachvollziehbare Haltung? Es ist wohl so etwas wie eigennütziger Gemeinsinn, wenn Autoren sich mit Leidenschaft bemühen, die politischen und sozialen Verhältnisse durchschaubar zu machen.

Patriotismus bedeutet für mich ein durch gemeinsame Sprache, Kultur und Gesetzgebung vermitteltes Gefühl von gesteigerter Zuständigkeit. Von engagierter Einmischung. Kritisieren heißt, sich verantwortlich fühlen. Das Diskreditieren von scharf begründeten Analysen als feindliche Gesinnung verkennt, dass sich den Mühen und Risiken der Auseinandersetzung nur stellt, wer sich der Gesellschaft verbunden genug fühlt, sie verbessern helfen zu wollen.

«Wie glücklich wäre ich, wenn ich die Wahrheit oder das, was ich dafür halte, verbreiten könnte, ohne einem Menschen dadurch wehe zu tun», meinte Börne, der im Grunde harmoniesüchtig war. Doch gerade deshalb hielt er nichts davon, das die Harmonie Störende nur mäßig zu bekämpfen. «Denn mäßigt euch, wie ihr wollt, die deutschen Leser mäßigen noch eure Mäßigung ... Sie haben eine Elefantenhaut, zarten Kitzel fühlen sie nicht, man muss ihnen eine Stange in die Rippen stoßen.» Wenn Frankfurter Bürger und Institutionen eine Stiftung gründen, um einen derart Aufsässigen nicht dem Vergessen zu überlassen, so finde ich dies nicht nur couragiert

und dankenswert, sondern auch patriotisch. Und es ehrt mich, in dieses Anliegen nun einbezogen zu sein.

Wenn Börne ein Patriot war, dann bin auch ich eine Patriotin. Das ist für mich eine kleine Überraschung, die mir in diesem assoziativen Gedankenstrom begegnet. Seitdem das Grundgesetz auch für mich gilt, war mir allerdings schon der Begriff des Verfassungspatriotismus lieb geworden. Kritik am Zustand der Demokratie und an der sich von den ursprünglichen Intentionen der Verfassung weit entfernt habenden Wirtschaftsordnung wird vom Grundgesetz nicht nur gedeckt, sondern geschützt, ja herausgefordert. Von solchen Bedingungen konnte Ludwig Börne nur träumen. Und auch für Ostdeutsche waren diese verheißungsvollen Freiheitsräume, neben den Wohlstandsverheißungen, entscheidend, um der Bundesrepublik wie einer Endstation Sehnsucht beizutreten. Inzwischen sind wir gemeinsam den Gefährdungen dieser Werte ausgesetzt. Nach meiner Beobachtung richtet sich die Nostalgie vieler Neubundesbürger gar nicht auf ein spätes DDR-Bild, sondern auf ihren frühen Traum von der Bundesrepublik.

Die schmerzliche Kluft zwischen Verfassung und Verfassungswirklichkeit, speziell in Ostdeutschland, in meinen Texten immer wieder aufzuzeigen war für mich der Weg, Fremdheit durch engagiertes Mitgestalten zu überwinden. Dabei konnte ich mich gelegentlich des Eindrucks nicht erwehren, als hätten die Ostdeutschen die verstaubten Zeiten des Radikalenerlasses im Crashkurs nachzuholen. Von so manchen selbst ernannten Hütern der freiheitlich-demokratischen Grundordnung wurde diese als Synonym für den Status quo missbraucht und Weiterdenkende eingeschüchtert. Gegenstand anhaltender Medienkampagnen zu sein ist eine ungewöhnliche Gewalterfahrung. Insbesondere, wenn die Glaubwürdigkeit von Argumenten dadurch entwertet werden soll, dass die Glaubwürdigkeit der argumentierenden Person in Frage gestellt wird. Der Springer-Verlag musste sich zu meinen Gunsten schon zu mehreren Unterlassungserklärungen verpflichten, er hatte deshalb viele tausend Euro Prozesskosten zu zahlen. Der Konzern hat offenbar dennoch seinen

Spaß daran, ohne je mit mir gesprochen zu haben, den gleichen Unfug als nebulöse Mutmaßungen immer weiter zu verbreiten. Ich habe die Verleumdungsfreiheit als Disziplinierungskeule empfunden, die vergessen machen soll, dass Machtfragen zu stellen nicht verboten ist.

Umso mehr ist die Tatsache, dass mir der generöse Eigensinn Jorge Sempruns erlaubt, stellvertretend für Querköpfe der einen oder anderen Couleur hier zu stehen, nicht nur für mich eine große Ermutigung. Vergleichbares wäre in der DDR undenkbar gewesen.

Kann Börnes freiheitliches Vermächtnis als erfüllt angesehen werden? Zumindest in den Massenmedien gehören systemkritische Fragen nicht gerade zum Credo. Warum hat in unserem reichen Land die Hälfte der Bevölkerung so gut wie kein Privatvermögen? Und warum überlässt selbst die andere Hälfte die großen Brocken einer anonymen Minderheit? Warum gibt es hierzulande kein größeres Tabu als die Vermögensstatistik? Warum wird die Gesellschaft ärmer, wenn sie produktiver wird?

Börne wäre heute vermutlich nicht minder aufgebracht als zu Zeiten der Demagogenverfolgung durch die in Frankfurt tagende «völlig toll gewordene Bundesversammlung». Er beschreibt den damals längst eingeführten Begriff *Zeitgeist*, als befände er sich auf einer Versammlung der IG Medien: Wenn wir verkündigen, was uns jedem von seiner Partei aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir eine falsche Botschaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Gerade deshalb verlangt Börne nicht mehr und nicht weniger als den Mut zum eigenen Denken: «Eine schimpfliche Feigheit, zu denken, hält uns alle zurück. Drückender als die Zensur der Regierungen ist die Zensur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt.»

Dieser Befund ist umso erstaunlicher, wenn man sich ausmalt, was die Regierungszensur damals in Frankfurt, wo sie durch die Nähe der Bundesversammlung besonders streng war, bedeutete: Jede Zeitungsseite musste vor Drucklegung am Abend um zehn durch einen Stempel des Zensors freigegeben werden. Viermal wird



Börne während seiner kurzen Zeit als Redakteur der «Zeitung der Freien Stadt Frankfurt» wegen des Abdrucks ungestempelter Artikel bestraft, dreimal mit ärgerlichen Geldbußen und einmal mit der Verurteilung «zu 14-tägiger Einsperrung unter Gaunern, Bettlern und Dieben», vor der ihn die Redaktion nur durch fristlose Entlassung bewahren kann. Aber auch sein Verleger Campe wird seinetwegen zuzeiten bis zu viermal wöchentlich vor Gericht geladen. Und dennoch drückt ihn die Zensur der öffentlichen Meinung mehr als diese?

Da auch heute, trotz Abwesenheit eines staatlichen Zensors, über Personen hinausgehende Macht- und Eigentumsfragen nicht ernsthaft gestellt werden, drängt sich die Frage auf, ob die veröffentlichte Meinung die nun mal zu erledigende zensorische Arbeit ohne viel Aufhebens, mehr ehrenamtlich und aus alter Gewohnheit, mit übernommen hat.

Bei gewissen Themen glauben Ostdeutsche nach wie vor erst mitreden zu dürfen, wenn sie bekannt haben, wie sie es damit in ihrem verdächtigen Vorleben gehalten haben. Also will ich eine Rückblende in meine Zeit vor Einheit-Sturzgeburt einfügen. Ich habe meine Zensurerfahrungen gelegentlich beschrieben und will sie heute nur um eine Episode ergänzen, die mir Börnes Stempel-Ignoranz erst wieder in Erinnerung rief.

Normalerweise hatte man in der DDR als Redakteur oder Autor weniger Chancen als Börne, eine Zensuranweisung hintergehen zu können. Einmal, Mitte der 70er Jahre, kam ich mit meinen Kollegen vom Jugendfernsehen in Versuchung. Wir hatten eine Jugendbrigade des Walzwerkes Hettstedt interviewt, die sich über den neu eingeführten Leistungslohn beschwerte. Die Jungs vom Hochofen hatten gerade erlebt, wie die Meister den Einzelnen gar nicht bewerten konnten und es zu Ungerechtigkeiten kam. Die aufgebrachten Arbeiter scheuten sich nebenbei bemerkt nicht, die Zustände in den Betrieben und damit deren staatliche Leiter öffentlich zu kritisieren. Das Fremdwort *abhängig Beschäftigter* hätten sie nicht verstanden, die Bedeutung von *Entlassung* nie erfahren, und Betriebsinterna gab

es in einer volkseigenen Wirtschaft fast nur, sobald Rücksicht auf Exporte, also den Markt genommen werden musste.

Bei der Abnahme kam in der Redaktionsleitung wenig Begeisterung auf. Denn die öffentliche Diskussion von Lohnfragen habe sich – ob wir dies vergessen hätten – schon im Juni 1953 nicht bewährt. Dies und das und dies müsse rausgeschnitten werden. Klarer Auftrag für den MAZ-Schnitt in der Nachtschicht. In die sich nie ein Chef verirrte. Und von wo wir das Band ohne weitere Kontrollen direkt ins Sendezentrum zu bringen hatten. Nachts um drei dann, in einer Mischung aus Trotz und Übermüdung, kamen wir zu dem Schluss, der Aufstand damals, als wir kaum geboren waren, sei gerade deshalb ausgebrochen, weil eben nicht öffentlich über Lohnfragen diskutiert wurde. Und leider hätten wir an zwei Stellen die Anweisungen missverstanden, die zensierten Äußerungen liefen am nächsten Tag über den Sender ...

Ich erzähle dies ohne jeden Anspruch auf Lorbeerlaub, denn wir wussten: «Einsperrung» gab es für so was nicht mehr, und selbst eine Entlassung gab der Tatbestand, der führenden Arbeiterklasse das Wort erteilt zu haben, nicht her. Der Redaktionsleitung blieb nur, die Notbremse zu ziehen, und die von uns mit viel Herzblut entwickelte Sendereihe «Dreieck» einzustellen mit dem Hinweis, wir seien kein richtiges Kollektiv. Ich reagierte begriffsstutzig – näher beisehen ein schönes Wort. Wie hatte ich auch annehmen können, ein Kollektiv zeichne sich durch Zusammenhalt und vertrauensvollen Umgang aus, durch gemeinsame Risikobereitschaft und den Mut, trojanische Pferde zu stehlen. Nein, oberstes Kriterium für ein Kollektiv war, dass es sich ohne zu murren an die Anweisungen hält.

Heute gibt es keine Kollektive mehr und damit natürlich auch keine vergleichbaren Verhaltensweisen. Wenn heute unsinnige Anweisungen ergehen, sind – wer könnte daran zweifeln – sofort alle auf den Barrikaden. Dass das Land nicht voller Barrikaden ist, erklärt sich allein aus dem Mangel an unsinnigen Anweisungen.

Eigenwillig Ding mit so einer Assoziationskette. Anknüpfungspunkt: Zensur schickt sich nicht mehr in unseren tabulosen Zeiten.

Heute werden nicht Textstellen, sondern Finanzmittel gestrichen. Es gehört zu meiner Arbeitsmethode, solche Behauptungen nicht bloß in den Raum zu stellen, sondern sie mit anschaulichen Fällen zu bekleiden. Wozu sich allerdings Bücher besser eignen als Dankesreden. Daher nur eine Erinnerung, die mir nach Börnes Rezept im hoffentlich rechten Moment durch den Kopf geht:

Anfang der 90er Jahre hatte ich gute Kontakte zum Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung, weil dort ein Projekt lief, das mich interessierte. Man arbeitete an einer Umrechnungsformel von Ost- in Westmark, von Nationaleinkommen in Bruttosozialprodukt, um so eine Basis für die Vergleichbarkeit von Wirtschaftskraft am Ende der DDR und den erwarteten Fortschritten zu haben. Die These vom nur um Haaresbreite vermiedenen wirtschaftlichen Kollaps der DDR galt bis dahin als stabiles Fundament für die Legende, nach der es keine Alternativen gab. Als sich im Institut herausstellte, dass sich das Bild von der völlig bankrotten Zonenwirtschaft schwerlich aufrechterhalten lassen würde und sich stattdessen das Desaster der gegen jede ökonomische Vernunft organisierten Einheit abzeichnete, wurde die Fortsetzung der laufenden Forschung vom Wirtschaftsministerium durch Streichung der bereits eingeplanten Mittel verhindert. An unseren Vergleichszahlen war die Politik nicht interessiert, hörte ich von den frustrierten Wissenschaftlern.

1994 wurde auch noch die getrennte Rechnungsführung im innerdeutschen Warenverkehr eingestellt, aus der ersichtlich geworden war, dass vierzig Prozent des Verbrauchs im Beitrittsgebiet von draußen finanziert werden muss. Eine dramatische, ja in der Weltgeschichte einmalige Disproportion. Spätestens da konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, das Abschaffen einer aussagefähigen Statistik zur Unzeit und das Wort Verdunkelung kämen gut miteinander aus.

So war einige Jahre für relative Ruhe gesorgt. Im Westen wurden die enormen Belastungen vieler Menschen und ihrer Kommunen nicht klaglos, aber einsichtig erduldet, was im Osten durchaus Respekt, Mitgefühl und Dankbarkeit hinterließ. Einzelne warnende

Stimmen, der Osten stehe dennoch auf der Kippe oder sei, wie ich damals ergänzte, bereits gekippt, konnten abgetan werden. Seit kurzem zieht der Osten den Westen erneut in den veröffentlichten Abgrund, und plötzlich liegen die Nerven auf beiden Seiten wieder blank. Schuld abladen heißt Emotionen aufladen. Und Unterstützung abziehen. Deutungsmuster sind verteilungsrelevant. Deshalb sehen viele Neubundländer neue Entwertungstorturen auf sie zukommen.

Immer noch besteht das Grundmissverständnis zwischen Ost und West darin, dass eine Seite denkt, sie gibt ihr Letztes, während die andere meint, man nähme ihr das Letzte. Nirgends sonst gibt es in den innerdeutschen Beziehungen so viel Mythen, Vorurteile und wohl auch Aggressionen wie bei den Besitzständen. Es mag so etwas wie die Börne'sche Sorge ums Vaterland gewesen sein, wenn ich versucht habe, in meinen Büchern Brücken aus Fakten zu bauen. Denn es ist nicht nur unredlich, sondern auch gefährlich, beide Seiten gegeneinander auszuspielen, statt sich gemeinsam darüber klar zu werden, was geschehen ist und was geschehen muss.

Es ist ein Paradox auf hohem Niveau: Niemand übersieht die wesentlich verbesserten Straßen, Schienen, Telefonleitungen, die neuen Wohnhäuser, vor denen neue Autos stehen. Ein Glanz, um den so manche Osteuropäer uns vermutlich beneiden. Von außen lässt sich kaum durchschauen, dass all die schöne Infrastruktur hauptsächlich den Zweck erfüllt, westliche Waren ins Beitrittsgebiet zu karren. Märkte schaffen ohne Waffen. Von außen lässt sich kaum durchschauen, dass die Menschen im Osten einen Kapitalismus ohne einheimische Kapitalisten erleben. Dass der Preis für all die bunten neuen Güter der Makel von Almosenempfängern ist, die von als deutsch geltenden Tugenden weitgehend ausgeschlossen wurden: Leistungswille, Fleiß, Ehrgeiz. Deren Lebensbilanz enteignet wurde.

Zumal die Nebelkerzen Wirkung zeigen (ich weiß, Zahlen sind unliterarisch, aber sie sind auch subversiv, und in dieser Eigenschaft mitunter durch nichts zu ersetzen): Wenn westliche Politiker heu-

te stolz behaupten, seit der Vereinigung habe sich die ostdeutsche Wirtschaftskraft immerhin verdoppelt, geht diese Bilanzfälschung unwidersprochen durch. Weit und breit keine Demagogenverfolgung. Dabei ist der Trick leicht zu durchschauen. Nimmt man als Basis das Jahr 1991, in dem durch die überstürzte Währungsunion bereits siebzig Prozent der Industrie abgestürzt waren, haben Steigerungsraten keinen großen Aussagewert. Bleibt man aber beim maroden Ende der DDR von 1989, so weisen die zugänglichen Berechnungen und Schätzungen in Ost und West übereinstimmend aus, dass nach nunmehr vierzehn Jahren trotz gestiegener Effektivität die damalige Wirtschaftsleistung gerade erst wieder erreicht wird. Vierzehn Jahre, an deren Ende es nicht weniger Probleme gibt als am Anfang.

Es gab einen nahtlosen Übergang von der – wie Rudolf Bahro es nannte – «organisierten Verantwortungslosigkeit» in der DDR in die organisierte Nicht-«Haftung für grobe Fahrlässigkeit» der Treuhand. Letzteres geht aus dem Briefwechsel zwischen Finanzminister und Treuhandchefin hervor. Auch dass die Mitglieder des Verwaltungsrates und des Vorstandes zum «Außer-Acht-Lassen einfachster und nächstliegender Überlegungen» beim Umgang mit dem Volkseigentum ermächtigt wurden. So viel staatliche Misswirtschaft wie in der Zeit des Treuhandkommandos hat es in Ostdeutschland während der ganzen DDR-Zeit nicht gegeben.

Gerade der Erfindungsreichtum, der nötig war, um die Fesseln des zentralen Plans zu unterlaufen, hat des engagierten Eingreifens und unendlicher Mühen zahlloser Leiter, Ingenieure, Meister und Arbeiter bedurft. Von den 8500 einstigen Walzwerkern in Hettstedt bieten übrigens nach der Privatisierung immerhin noch tausend der Konkurrenz Paroli. Obwohl sie bei deutlich niedrigerem Lohn als im Westen jährlich drei Wochen länger arbeiten, ist man unlängst übereingekommen, dass alle – vom Direktor bis zum Pförtner – ihre Einkünfte nochmals spürbar vermindern. Von gerechtem Leistungslohn redet keiner mehr, jedenfalls nicht öffentlich.

Stichworte aus dem jüngsten gemeinsamen Bericht der Wirt-